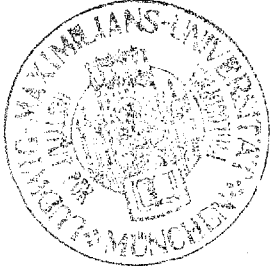


Erkennen und Denken

Zur Struktur und Geschichte des transzendentalen Verfahrens in der Philosophie

Von Hermann KRINGS (München)



„Alle können denken,
aber vielen bleibt es erspart“
Curt Götz

150

I.

Der Ausdruck „transzendental“ ruft leicht ein intellektuelles Unbehagen hervor. Gegenüber aufgeklärter Rationalität hat er den Ruch des Metaphysischen. Das ist auch nicht verwunderlich, hat doch Kant ihn als Begriff eben jener Reflexion geprägt, mit welcher er prüfen wollte, ob und wie eine Metaphysik als Wissenschaft möglich sei. Bei diesem als transzendental bezeichneten Prüfverfahren blieb nun die rationale Metaphysik auf der Strecke, aber doch keineswegs die Metaphysik der Vernunft. Die *Kritik der reinen Vernunft* ist „die vollständige Idee der Transzendental-Philosophie“ (B 28) und als solche zeichnet sie „den ganzen Vorriß zu einem System der Metaphysik“ (XXIII).

Nun gehen die Kant-Interpretationen bekanntlich auseinander. Die einen verstehen Kant als den Begründer einer Theorie von Gesetzesaussagen: diese Theorie aber sei ohne die transzendente Konstitutionslehre und sicherlich ohne Metaphysik auch möglich, ja reiner durchführbar. Andere verstehen ihn gerade als den Begründer einer Lehre von der Konstitution des Gegenstandes durch das transzendente Subjekt. Wieder andere akzentuieren seine konstruktive Metaphysikkritik und halten damit die Lehre von der praktischen Vernunft und deren Primat für die Hauptsache. In jedem Fall bezeichnet der Ausdruck „transzendental“ ein kritisches Reflexionspotential, das die einen auf eine Metatheorie wissenschaftlicher Theoriebildung eingeschränkt sehen möchten, das die anderen als solches zur Hauptsache machen und das die dritten als die reformierte Eingangsstufe einer neuen Metaphysik verstehen.

Das Unbehagen am Ausdruck „transzendental“ beruht jedoch nicht nur auf dem ungeklärten Verdacht, es handele sich um Metaphysikersatz. Allein seine phonetische Nähe zum Ausdruck „transzendent“ und die keineswegs klare begriffliche Abgrenzung der konträren, aber eben darum auch verwandten Bedeutungen machen ihn suspekt. Bekanntlich bereiten die begrifflichen Abgrenzungen, sicherlich der tatsächliche Wortgebrauch bei Kant, gewisse Schwierigkeiten (vgl. z. B. B 351–353). Die phonetische Affinität läßt säkularisierte Religiosität assoziieren. Von hier ist dann kein großer Schritt mehr zur Verwendung des Wortes „transzendental“ zur Bezeichnung asiatischer Meditations- oder Entspannungstechniken. Soweit nicht schon der Deutsche Idealismus das Kantische Wort um seinen guten Ruf gebracht hat, ist es durch seine Verwendung zur westlichen Bezeichnung eines östlichen Imports gänzlich kompromittiert.



Sollte man den Ausdruck „transzendental“ nicht lieber fallen lassen? Dieser gute Rat erfahrener moderner Philosophen erreicht einen allenthalben. Gewiß, dann wäre manches Mißverständnis verschwunden, aber vielleicht auch eine Sache, um deren Nichtverschwinden es gerade zu tun sein könnte. Schließlich hat auch die griechische Präposition *meta* ihre jahrtausendelange Verwendung im Wort Metaphysik unbeschädigt überstanden und wird in Ausdrücken wie Metatheorie, Metasprache und anderen Metabildungen ungeniert gebraucht. Warum sollte nicht neben einem analytischen, einem dialektischen oder anderen Verfahren sich ein Verfahren als transzendentales Verfahren bezeichnen lassen, falls das so bezeichnete Verfahren sich als nützlich oder gar als vernünftig erweisen sollte? Sowohl Verfahren wie Bezeichnung sollen hier geprüft werden.

II.

Der Ausdruck „transzendental“ hat in der philosophischen Fachsprache schon eine Geschichte. Bei der früheren Verwendung zur Charakterisierung gewisser erster Begriffe als „transzendentalia“ bedeutet der Ausdruck *nomen transcendens*, daß dieses Wort weder selbst eine Gattung bezeichnet, noch auch sein Begriffsgehalt unter einen Gattungsbegriff gebracht werden kann und mithin auch die obersten Gattungsbegriffe übersteigt. Transzendente Begriffe sind Begriffe wie „eines“, „gut“, „etwas“ u. a. Ihre Bedeutung ist zwar nicht nur formal, doch der Ausdruck „transzendental“ dient hier vor allem zur Bezeichnung einer bestimmten Klasse von Begriffen innerhalb der tradierten Dialektik. Von den Art-, Gattungs- und obersten Gattungsbegriffen waren die transzendentalen Begriffe zu unterscheiden. Auf eine Eigentümlichkeit dieser Begriffe hier ist hinzuweisen. Es handelt sich um Begriffe, die immer schon vorausgesetzt sind, sofern überhaupt Begriffe gebraucht werden. Oder anders gesagt: Diese Nomina sind immer schon mitgesagt, sofern das Wort „sein“ oder „ist“ gesagt ist. Der Satz „Sokrates ist ein Mensch“ ist rein als Satz, unabhängig von seinem Gehalt, überaus voraussetzungsreich. Die material-logischen Voraussetzungen des Satzes werden als *conditiones sine qua non* durch den Terminus „transzendental“ bezeichnet. Es handelt sich um unvermeidliche und dialektisch nicht einholbare Konnotationen des Seinsbegriffs bzw. der Satzsynthesis. Dieser Charakter der Uneinholbarkeit im Erkennen und Sprechen begegnet allenthalben als die Zirkularität transzendentaler Reflexion: Diese Begriffe werden nicht zum Gegenstand der Reflexion, ohne daß sie schon vorausgesetzt sind.

III.

Der Ausdruck „transzendental“ ist durch Kant zu einem philosophischen Terminus geprägt worden. Kant findet bei der Analyse der Konstitution der Erkenntnisgegenstände, daß diese nicht als Abbilder äußerer Dinge zustande kommen, sondern daß dabei mehrere Faktoren oder Elemente zusammenwir-

ken. Generell unterscheidet Kant jene Konstitutionsfaktoren, die auf ein Vermögen der Rezeptivität, die Sinnlichkeit, und die auf ein Vermögen der Synthesis und ihrer Regeln zurückführen. Innerhalb dieser Konstitutionsfaktoren unterscheidet Kant abermals generell die apriorischen Elemente, also jene Elemente, die als „vor“ aller Erfahrung oder unabhängig von aller Erfahrung gedacht werden müssen wie reine Anschauung sowie reine Begriffe und Gesetze, von aposteriorischen Elementen wie empirischer Anschauung sowie empirischen Begriffen und Gesetzen. Die Analytik, welche die apriorischen Elemente der Gegenstandskonstitution darstellt, nennt Kant vornehmlich transzendental. Dieser Begriff bezieht sich demnach nicht auf eine bestimmte Klasse von Gegenständen, sondern auf die Konstitutionselemente oder -faktoren eines Gegenstandes überhaupt. Transzendental heißen, analog zu dem eben über die Transzendentalien Gesagten, die unvermeidlichen und dialektisch nicht einholbaren Konnotationen des Gegenstandes der Erfahrung überhaupt. Kant, von Hume belehrt und beeindruckt, sagt nicht mehr „Sein“, sondern „Gegenstand“ und fragt: Was ist mitgesetzt oder vorausgesetzt, wenn überhaupt ein Gehalt als Gegenstand der Erfahrung, als Objekt für ein Subjekt gesetzt ist? Transzendental heißt die Analyse der Subjektivität, sofern sie sich überhaupt auf Gegenstände als Objekte bezieht.

IV.

Die Transzendentalphilosophie beschäftigt sich also nach Kant mit dem System der Begriffe a priori von Gegenständen überhaupt (A 12). Die Begriffe sind „schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig“ (B 3) oder kürzer: „vor“ aller Erfahrung. Um welches „vor“ handelt es sich, wenn gesagt wird, „vor aller Erfahrung“?

Das Erkennen hat es mit Gegenständen zu tun. Als Erkennen kann es prinzipiell nicht „vor“ oder „hinter“ den Gegenstand kommen, gleich welcher Art er ist. Jeder Versuch, etwas vor aller Erkenntnis zu erkennen, hätte jeweils wieder einen wenn auch abgewandelten Gegenstand und wäre wiederum Erkennen, – Erkennen und Gegenstand auf höherem Reflexionsniveau. Hegel hat diesen Prozeß des Bewußtseins in der „Phänomenologie des Geistes“ dargestellt: Das Bewußtsein bewegt sich als Prozeß, in welchem für das Wissen jeweils der „neue wahre Gegenstand“ entspringt (II, 70). Erkennen „vor“ allem Erkennen wäre ein widersprüchlicher Begriff.

Soweit diese zutreffenden Feststellungen eine Kritik der Kantischen Vernunftkritik darstellen sollen, verfehlen sie allerdings die Kantische These. Denn Kants „Transzendentele Elementarlehre“ zielt keineswegs auf ein Erkennen „vor“ allem Erkennen oder vor aller Erfahrung, weder im Sinn eines Erkennens subtilerer Gegenstände (das wäre Metaphysik), noch eines subtilen Erkennens der Gegenstände. Sie zielt aber auch nicht auf eine Erkenntnis der Subjektivität im Sinn einer Selbsterkenntnis des Erkennens als eines „Werkzeugs“. Die transzendentele Denkoperation zielt vielmehr auf eine Logik, und

zwar auf eine Logik der Genesis des Gegenstandes der Erfahrung oder auf eine „Logik der Wahrheit“, wie Kant deutlich genug sagt. Denn die Elementaranalyse des Gegenstandes der Erfahrung zeigt ganz generell, daß er nicht *einfach ist*, sondern als das Resultat eines komplexen Konstitutionsprozesses aufzufassen ist. Die einzelnen Konstitutionselemente und ihre Symplekte müssen innerhalb einer solchen Analytik im Verhältnis zum konstituierten Gegenstand als „früher“ gedacht werden. Das Prius hat formal gesprochen eine operationale Bedeutung.

Doch welche materiale Bedeutung kommt dem Prius zu? Das Prius hat nicht zeitliche Bedeutung; denn Kants Denkoperation zielt nicht auf einen zeitlich vorhergehenden Gegenstand oder auf eine zeitlich vorhergehende Erkenntnis. Der Ausdruck „vor aller Erfahrung“ bezeichnet eine gegenüber dem Empirischen andere Qualität, die Kant negativ als Unabhängigkeit von Data bestimmt; er bezeichnet nicht eine empirische Qualität in einem früheren oder frühesten Zeitpunkt.

Das „früher“ hat bei Kant selbstverständlich auch nicht metaphysische Bedeutung. Es geht nicht um übersinnliche Entitäten als den metaphysischen Ursprung der Gegenstandswelt.

Das „früher“ ist schließlich auch nicht bloß gegenstandstheoretisch zu verstehen, so daß eine Theorie der Gegenstände überhaupt analog zu einer Theorie der festen Körper im Sinne eines „Systems von Hypothesen“ zu erwarten wäre.

Wenn nach Kant bestimmte Konstitutionselemente „früher“ als der Gegenstand der Erfahrung sind in dem Sinne, daß durch ein qualifiziertes Denkverfahren *die Elemente der logischen Genesis des Gegenstandes* identifiziert werden können, dann ist dieses „früher“ logischer Natur, d. h. es muß *gedacht* werden.

Die Elemente, die in einer transzendentalen Elementaranalyse identifiziert werden, sind nicht als Mikro-Gegenstände aufzufassen. Analog hat es auch die Mikrophysik nicht mit Mikrogegenständen zu tun, sondern mit „Teilchen“. Diese sind jedoch wiederum nicht als die kleinsten Teile des makrophysikalischen Objekts aufgefaßt, sondern weisen eine andere Qualität auf, die unter verschiedenen Metaphern wie Korpuskel oder Welle vorgestellt wird.

Was aber wird in dieser qualifizierten Denkoperation gedacht? Kants prinzipielle Antwort lautet: Gedacht wird eine logische Genesis in Gestalt des Prozesses einer Synthesis. Der Gegenstand bzw. die Gegenständlichkeit überhaupt werden als das Konstitut dieses Prozesses dargestellt. Die transzendente Synthesis kann nun abermals nicht als ein mikropsychologischer Prozeß vergegenständlicht werden; das wäre ein Rückfall bzw. ein Vorfall in ein Erkennen gleichsam mikroskopisch kleiner Prozesse. In jedem Fall fiele das transzendente Denken aus seiner Rolle. Die Elementarlehre erstellt ein logisches Konstrukt, das deswegen *transzendentallogisch* heißt, weil es nicht die Verknüpfung von Begriffen oder Sätzen, sondern die Verknüpfung unbestimmter Gehalte durch Begriffe betrifft. In dieser präobjektiven Synthesis wird der Gegenstand für ein Bewußtsein überhaupt generiert. Die präobjektive Synthesis und ihre Elemente sind eine Aufgabe für das Denken – und nur für das Denken.

Das transzendente Verfahren kann somit in einem ersten Schritt und in höchster Allgemeinheit operational bestimmt werden: Es ist das Verfahren, das sich mit jenem Prius einer Handlung in weitem Sinn, hier des Erkennens, beschäftigt, das nicht wie reale Bedingungen *erkannt* werden kann, sondern das *gedacht* werden muß. Das transzendente Verfahren ist nicht das Verfahren, etwas zu erkennen, was mittels anderer Verfahren nicht erkannt werden kann. Es tritt auch nicht an die Stelle einer Theorie des Erkennens, die einem Erkennen des Erkennens zuzurechnen wäre, soweit dieses gewissen Gesetzen folgt: z. B. logischen, gegenstandstheoretischen, psychologischen, soziologischen, allenfalls auch Wesensgesetzen (Metaphysik der Erkenntnis). Die transzendente Synthesis ist demnach weder ein möglicher (mikro-) Gegenstand für ein Erkennen, noch wird durch die transzendente Logik ein Erkenntnisfortschritt erzielt.

Was aber soll ein Denken, das nicht zu einer Erkenntnis führt? Sollte es sich bei der Transzendentalphilosophie lediglich um ein esoterisches Denkspiel handeln? Dieser Frage kann man leicht dadurch ausweichen, daß man ein Erkennen im engeren Sinn (als Gegenstandserkenntnis) von einer Erkenntnis im weiteren Sinn (etwa Prinzipien- oder Gesetzeserkenntnis) unterscheiden würde. Dieser Ausweg soll hier nicht besprochen werden. Mit Kant bestimmen wir den Begriff des Erkennens als Erkennen von Objekten einschließlich möglicher Gesetzmäßigkeiten und bleiben bei der These, daß im transzendentalen Verfahren kein Objekt, auch kein Objekt höherer Ordnung, erkannt wird.

Sollte es sich bewahrheiten, daß das transzendente Verfahren in der Tat nicht zu einer Erkenntnis führt und mithin sich der schon immer gehegte Verdacht, sie trage gar nichts zum Erkenntnisfortschritt bei, bestätigen, dann wäre ein ganz anderer Grund für das eingangs erwähnte Unbehagen an der Transzendentalphilosophie zu vermuten. Wissenschaft wird am wissenschaftlichen Fortschritt gemessen, und wissenschaftlicher Fortschritt ist Erkenntnisfortschritt. Wenn ein Verfahren aber keinen Erkenntnisfortschritt verspricht, kann man ihm keine große Karriere voraussagen. Die Metaphysik hat doch immerhin Erkenntnisfortschritt in Aussicht gestellt, wengleich sich ihre vermeintlichen Erkenntnisse als unsicher erwiesen haben. Wird aber nun ein Verfahren angeboten, das von vornherein gar keinen Erkenntnisfortschritt erwarten läßt, dann liegt es nahe, daß die science community es als irrelevant abweist.

V.

Was also soll ein Denken, das nicht zum wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt beiträgt? Um einer Antwort näher zu kommen, soll ein Grundzug des Verfahrens herausgehoben werden. Im transzendentalen Verfahren geht es darum, das einer Vernunfttätigkeit inwohnende Prius zu denken. Das Verfahren hat durch Kant die bestimmte Form erhalten, die Vernunfttätigkeit als eine Folge und das Prius als deren Grund zu denken. Der Begriff „Grund“ ist hier streng zu nehmen. Er bezeichnet nicht die durch eine Reihe intermediärer

Ursachen verdeckte höhere oder auch letzte Ursache. Er bezeichnet das, was in der Ursachenreihe nicht vorkommt, sondern die Bedingung der Ursachenreihe selber ist und darum nur gedacht werden kann. Die Differenz wird auch durch die Kantische Wendung „Bedingungen der Möglichkeit“ ausgedrückt. Was möglich ist oder möglich macht, muß gedacht werden. In der Umgangssprache sagen wir: man kann es sich „ausrechnen“. Dieses Denken kann darum auch – zwar nicht im Sinne Kants, wohl aber im Anschluß an Schelling – „Konstruktion“ genannt werden. Dadurch wird deutlich gemacht, daß das Denken eines Grund-Folge-Verhältnisses oder eines Bedingungs-zusammenhangs nichts darüber zu erkennen gibt, ob es dieses als Folge gedachte Handeln tatsächlich gibt, noch auch wie es beschaffen ist. Denken kann ich, was ich will, so können wir in Abwandlung des Kantischen Diktums sagen, wenn es nur konsistent ist.

VI.

Kommen wir nun auf die Frage zurück, was solches Denken eines Grundes und solches Konstruieren einer Begründung a priori denn nützen oder welchen Sinn es sonst haben kann. Der Gewinn besteht, wie gesagt, nicht darin, daß ein neuer wahrer Gegenstand erkannt oder daß der Gegenstand neu und wahr erkannt ist. Der erste Effekt dieses Denkens besteht darin, daß eine Differenz in die Vernunfttätigkeit des Erkennens hineingebracht ist, indem die präobjektiven Voraussetzungen des Erkennens vom Erkennen selbst begrifflich distanziert werden. Der zweite Effekt des Denkens besteht darin, daß es diese Differenz als ein Verhältnis von Grund und Folge bzw. von Bedingungen und Bedingtem logisch strukturiert. Der dritte Effekt des Denkens besteht darin, daß dank der logisch strukturierten Differenz das Erkennen zu sich selbst ins Verhältnis treten und sich als begründet behaupten kann. Diese drei Effekte stellen keinen Zugewinn an Erkenntnis dar; der eigentümliche Gewinn besteht vielmehr darin, daß eine menschliche Tätigkeit sich als vernünftig begreift.

Der Ausdruck „begreifen“ wird damit als Terminus eingeführt. Begreifen ist die Frucht eines qualifizierten Denkens, dem es gelingt, die transzendente Genesis der Vernunfttätigkeit – sei es Handeln, Fühlen oder Erkennen bzw. eine bestimmte Erkenntnisart – in einer transzendentalen Logik darzustellen.

Die Unterscheidung von Erkennen und Begreifen ist uns aus der Umgangssprache geläufig. So sagt jemand, wiewohl er den Tatbestand klar und deutlich erkennt: „Das kann doch nicht sein“ oder gar, „das darf nicht wahr sein“. Er erkennt den Sachverhalt, aber er kann ihn nicht begreifen, d. h. als überhaupt möglich denken. Erst wenn er eine Anzahl von weiteren Gegebenheiten als im Zusammenhang mit dem bis dahin unbegreifbaren Vorkommnis stehend identifizieren kann und – möglicherweise ein dritter – diesen Zusammenhang als einen Bedingungs-zusammenhang zu rekonstruieren vermag, begreift er, wie jenes Vorkommnis überhaupt möglich war, – mag es auch immer unbegreiflich bleiben, daß es tatsächlich eingetreten ist. In der Umgangssprache sprechen wir

selbstverständlich von realen, nicht von transzendentalen Bedingungen, doch es besteht eine gültige Analogie.

Die Erfahrung des Begreifenkönnens bzw. des Nichtbegreifenkönnens ist nicht trivial. Denn der Mensch, der sich einer Tatsache konfrontiert sieht, die er nicht begreifen kann, fühlt sich ihr ausgeliefert und unterworfen. Er kann sich nicht zu ihr verhalten; er fühlt sich unfrei. Nichtbegreifenkönnen ist mit einer Erfahrung der Unfreiheit verbunden. Das Begreifen aber gibt den Spielraum der Möglichkeit zurück. Das Faktum wird distanziiert, und das Konstrukt eines Bedingungs-zusammenhangs eröffnet eine Einsicht in die Möglichkeit. Die Einsicht in die Möglichkeit wiederum eröffnet gegenüber dem Ausgeliefertsein an das factum brutum Möglichkeiten des Verhaltens. Kierkegaard spricht davon in der „Krankheit zum Tode“, wenn er eine Form der Verzweiflung als „Mangel der Möglichkeit“ beschreibt. „Eine Möglichkeit! dann atmet der Verzweiflende wieder, lebt wieder auf; ohne Möglichkeit kann ein Mensch gleichsam keine Luft bekommen.“¹ Begreifen wie Nichtbegreifen haben eine praktische Relevanz. Begreifen ist ein Modus der Freiheit.

Das Verfahren, die Bedingungen der Möglichkeit eines Sachverhaltes oder eines Gegenstandes zu rekonstruieren und darzustellen, hat nicht nur im existentiellen Bereich Bedeutung. Es wird ganz allgemein angewendet und zielt im empirischen Bereich auf empirische Bedingungen. Dabei ist die Reflexion auf die Bedingungen nicht davon abhängig, ob die Sache, deren Möglichkeit es zu begreifen gilt, gegeben ist oder nicht gegeben ist oder möglicherweise noch gänzlich unbekannt ist. Als Beispiel für den ersten Fall mag die Unfallhäufigkeit an einer bestimmten Straßenkreuzung genommen werden. Deren Ursachen wie Mißachtung der Vorfahrtsregeln, überhöhte Geschwindigkeit o. a. sind wohl zu unterscheiden von den Bedingungen, unter denen dieses Fehlverhalten zu Ursachen von Unfällen überhaupt werden konnte, Bedingungen, die vielfach in straßen- oder städtebaulichen Faktoren zu suchen sind. Ein anderer Fall liegt vor, wenn die Sache noch gar nicht gegeben ist, sondern vorab geprüft werden soll, ob sie überhaupt möglich ist, wie z. B. der Bau eines Hauses oder einer Brücke unter gegebenen örtlichen Verhältnissen. Der dritte Fall liegt schließlich vor, wenn die Sache nicht nur nicht gegeben, sondern noch schlechthin unbekannt ist. In diesem Fall kommt das Verfahren dadurch in Gang, daß – sei es durch eine operationalisierte Zielsetzung angeregt oder auch völlig frei – spekulativ Konstruktionen versucht und entwickelt werden. Die Konstrukteure konstruieren weiter, zunächst ganz unbekümmert darum, ob es wohl je eine Sache geben wird, die durch diese Konstruktion zu begreifen ist. Gelingt die Konstruktion, so ist das Ergebnis auf den kurzen Satz zu bringen: Die Sache ist möglich und somit grundsätzlich machbar. Ob sie real machbar ist, ist eine andere Frage, die nicht durch ein transzendentales Verfahren, sondern durch empirisch-rationale Verfahren zu beantworten ist. Wenn in der heutigen Wissenschaftspolitik häufig und programmatisch von „Forschung und Entwicklung“

¹ Übersetzung von Gottsched/Schrempf, S. 35.

gesprochen wird, so bedeutet dies, daß es in den Wissenschaften nicht mehr allein um Erkenntnisfortschritt im Sinne eines älteren Wissenschaftsbegriffes geht. Vielmehr hat die Geübtheit in der Logik bzw. in den verschiedenen Logiken dazu geführt, daß das Denken als möglich konstruiert, was nun erst Gegenstand wird. Der Prozeß, durch den aufgrund einer Konstruktion ein Gegenstand hervorgebracht wird, der sich nicht nur im transzendentalen, sondern dann auch im technischen Sinn „nach der Erkenntnis“ richtet, wird „Entwicklung“ genannt. Das bloße Ausdenken und Darstellen der Realbedingungen eines Gegenstandes, abgelöst von der Gegenstandserkenntnis, ist demnach in den Wissenschaften so ungewohnt nicht.

VII.

Doch kehren wie zu unserem Fall der transzendentalphilosophischen Konstruktion der Bedingungen der Möglichkeit von vernünftigem Erkennen und Handeln überhaupt zurück. Die Aufgabe des transzendentalen Verfahrens besteht nicht darin, einzelne Tatsachen des geschichtlichen Lebens zu begreifen, sondern jene Grundtatsachen, durch die der Mensch sich als ein Wesen von Vernunft erweist. Kant identifizierte diese Grundtatsachen bekanntlich anhand der Vermögenlehre der rationalen Psychologie. Gemäß der Kantischen Vermögenlehre bestehen sie darin, daß der Mensch begehrt und handelt, daß er erkennt, daß er fühlt. Für Anselm von Canterbury – um einen vielleicht unerwarteten Gewährsmann zu nennen – bestand die Grundtatsache darin, daß der Mensch an Gott glaubt – und dieses galt es zu begreifen *sola ratione*, wie er sagt. Das logische Begriffskonstrukt, das er zu diesem Zweck schuf, ist mißverständlicher Weise als „ontologischer Gottesbeweis“ in die Geschichte der Philosophie eingegangen. Für Husserl bestand die Grundtatsache darin, daß der Mensch Wissenschaft treibt; er konzipiert daher seine transzendente Logik als eine „Logik der absoluten Wissenschaft“, d. i. „die Logik der transzendental-phänomenologischen Philosophie“.² Die Aufgabe des transzendentalen Verfahrens besteht generell darin, ein Handeln der Vernunft als möglich zu begreifen. Aufgegeben ist näherhin – um die geläufige Kantische Formulierung zu gebrauchen –, die Bedingungen der Möglichkeit als ein Grund-Folge-Verhältnis darzustellen. Für Kant war die Sache, die es zu begreifen galt, nämlich Mathematik und Erfahrungserkenntnis, gegeben, und er sah seine Aufgabe darin, sie begrifflich zu machen. In der *Kritik der reinen Vernunft* und in der *Kritik der Urteilskraft* stellte er die Bedingungen, unter denen sie überhaupt möglich sind, nach Prinzipien dar – so umstritten die Kantischen Darstellungsmittel auch immer sein mögen. Zugleich zeigte er, daß die Metaphysik als eine Erkenntnis übersinnlicher Gegenstände nicht begreifbar gemacht werden könne. Im Sinne einer Gegenstandswissenschaft ist Metaphysik nicht möglich, weshalb

² Formale und transzendente Logik (1929) 296.

sie nach Kant zu suspendieren ist, es sei denn, es gelänge, sie in ganz anderer Weise als möglich zu denken.

Die Bedeutung dieses Begreifens als Frucht des Denkens gegenüber dem Erkennen von Gegenständen ist für Kant unmittelbar und quasi handfest zu identifizieren. Begreifend, daß Metaphysik als wissenschaftliche Erkenntnis von übersinnlichen Gegenständen nicht möglich ist, und zugleich begreifend, wieso die Mathematik und die Naturwissenschaften als nomologische Wissenschaften möglich sind, liegt die Bedeutung des Begreifens zunächst in einer kritischen Orientierung des desorientierten wissenschaftlichen Erkennens im Hinblick auf dessen Umfang und Grenzen. Von besonderer Bedeutung ist diese Orientierung über die Grenzen des gegenständlichen Wissens für Kant wegen des Vernunftinteresses an Sittlichkeit. Das *Begreifen* des Erkennens als Furcht des Denkens eröffnet den Raum für Freiheit. Nicht nur Erkennen wird als möglich begriffen; auch der „Glaube“ wird als möglich begriffen. Mit Glaube ist hier nicht der religiöse Glaube gemeint – die Aufgabe, den christlichen Glauben und eine Offenbarung als möglich zu begreifen, nimmt Fichte in seiner Erstlingsschrift „Kritik aller Offenbarung“ auf –; Kant meint den Vernunftglauben, d. i. das Bewußtsein von Freiheit. So wie in der Kritik der reinen Vernunft das Erkennen begriffen ist, so in der Kritik der praktischen Vernunft der sittliche Wille. Er ist begriffen als Autonomie, d. h. als der Wille, dessen erstes und einziges Gesetz es ist, sich selbst durch reine Vernunft zu bestimmen. In der Kritik der praktischen Vernunft ist die Sittlichkeit *begriffen* und zwar derart, daß die Freiheit als deren unbedingte Bedingung gedacht ist. Damit wird nicht nur dem Menschen Freiheit als eine Eigenschaft seines Willens zugesprochen, sondern indem der Mensch sein Sittlichsein als begründet durch Freiheit begreift, setzt er sich selbst frei. Die Bedeutung des kritischen Begreifens der praktischen Vernunft liegt in der Selbstaffirmation der Freiheit als Freiheit.

VIII.

Die Erweiterung und Radikalisierung der Aufgabe der Transzendentalphilosophie über eine transzendente Kritik der Vernunftvermögen hinaus zu einer Lehre von der transzendentalen Freiheit ist durch *Fichte* erfolgt. Fichte beabsichtigt nicht lediglich eine kritische Legitimation und Limitation der Gegenstandserkenntnis, noch auch eine kritische Bestimmung dessen, was den sittlichen Charakter einer Handlung begründet. Fichte zielt auf ein Begreifen des Wissens schlechthin, des theoretischen wie des praktischen Wissens. Wiewohl er von einer „Wissenschaft des Wissens“ spricht, ist doch seine „Wissenschaftslehre“ nicht als ein höheres oder höchstes Erkennen über alles endliche Erkennen hinaus zu verstehen, sondern als ein Begreifen alles Wissens einschließlich eines allenfalls als Idee gedachten höchsten Wissens. Die frühe Grundformel dieses Begreifens lautet bekanntlich, daß eine Tatsache dann, und nur dann, begreifbar wird, wenn sie auf eine „Tathandlung“ zurückgeführt wird und die Genesis der Tatsache aus der transzendentalen Tathandlung dargestellt

werden kann. Transzendente Freiheit wird von Fichte als das unbedingt Begründende jedweden Wissens oder Handelns gedacht. Das bedeutet, daß jede Tatsache, auch jede naturale Tatsache, eine transzendente sittliche Relevanz besitzt und daß ein Sein erst dann begriffen ist, wenn das ihm vorauszusetzende Sollen gedacht ist – eine Konzeption, die Hegel als auf dem „Prinzip der Nicht-identität“ beruhend kritisiert hat (I, 225).

Im transzendentalen Idealismus ist die Natur bzw. was immer dem „System der Erfahrung“ zuzurechnen ist, nicht primär als Sache begriffen, sondern primär als das System der Erfahrung für ein endliches Vernunftwesen. Das Vernunftwesen aber ist prinzipiell als sittliches Vernunftwesen begriffen. „Primär“ heißt in diesem Zusammenhang, daß eine Folge gedacht wird, innerhalb welcher Folge das Posterius durch seine Priora einsehbar und begreifbar wird. Der Begriff der transzendentalen Freiheit als unbedingtes Prius besagt mithin: Sofern der Mensch sich als sittliches Vernunftwesen behauptet und sich und dem anderen nicht nur im pragmatischen, sondern im moralischen Sinn Verantwortung beimißt, hat er sich unvermeidlich und dialektisch uneinholbar als Freiheit gesetzt. Freiheit ist das unbedingte transzendente Prius, das allen sonstigen Bedingungen menschlichen Wissens und Handelns als das Unbedingte vorausgesetzt werden muß, wenn Wissen und Handeln als vernünftig gelten sollen. Die Evidenz des Prius beruht in der unbedingten Setzung. Die erste Evidenz ist eine transzendente Handlungsevidenz. Freiheit im transzendentalen Sinn wird daher nicht bewiesen; sie ist auch nicht erkennbar; sie wird in der Transzendentalphilosophie als das unbedingte Bedingende der sittlichen Selbstbehauptung *gedacht*.

Fichte erweitert also den schon fest geprägten Kantischen Begriff des Transzendentalen zu dem für alle Wissenschaft und Philosophie zentralen Begriff der Genesis von Wissen und Handeln aus unbedingter Freiheit. Sein Transzendentalismus ist gegenüber Kants transzendental-*kritischem* Verfahren von umfassendem Anspruch; denn er will nicht nur die Form wahrer Erkenntnis, sondern auch den Inhalt wahrer Erkenntnis und sittlichen Handelns transzendental begründen. Der Anspruch transzendentaler Begründung ist jedoch nicht nur umfassend, sondern auch unbedingt. Fichte ist von dem Vernunftinteresse geleitet, die transzendentalen Bedingungen (d. h. im Sinne Kants reine Anschauung und reiner Begriff) selber noch einmal als bedingt, und zwar durch ein Unbedingtes bedingt zu denken. Insoweit ist Fichtes Philosophie in der neuzeitlichen Freiheitsphilosophie epochemachend.

Problematisch ist Fichtes Philosophie durch eine methodologische Überlastung des transzendentalen Verfahrens. Wo eine Tatsache in einem transzendentalen Begründungsverfahren als Folge aufgefaßt und auf ihren Grund zurückgeführt wird, erscheint das Verfahren umkehrbar derart, daß nunmehr die Tatsache als Folge aus dem Grund abgeleitet werden kann. Die transzendente Reduktion wird durch die Umkehrung des Richtungssinnes zur Deduktion. Diese Umkehrung zur Deduktion enthält jedoch einen Irrtum. Sie beachtet nicht den Unterschied von Denken und Erkennen. Das transzendente Verfahren als ein Verfahren, den Grund zu *denken*, ist nicht umkehrbar in ein Verfahren der

deduktiven *Erkenntnis*. Denn der Begriff des unbedingten Grundes ist ein Freiheitsbegriff; dieser aber ist nicht ein Begriff für das Wissen, aus dem ein Erkennen abgeleitet werden könnte. Wenn ein politisches Ziel, wie z. B. die Rechtsgleichheit, nicht begreifbar ist ohne den Menschen als frei zu denken, so wird deswegen das, was Rechtsgleichheit ist, nicht deduktiv aus dem Freiheitsbegriff erkennbar. Um zu erkennen, was Rechtsgleichheit ist, bedarf es komplexer Verfahren der praktischen Philosophie, sowie der Rechts- und Sozialwissenschaften. Auch sittliche Normen sind nicht schlechthin aus einem transzendentalen Unbedingten ableitbar. Der Begriff des unbedingten Sollens läßt materialiter nichts erkennen. Fichtes deduktiver Rigorismus darf nicht dem transzendentalen Verfahren angelastet werden, sondern dessen unerlaubter Umkehrung in die Deduktion. Was als Methode des Begreifens legitim ist, wird illegitim, wenn es zur Methode eines vermeintlichen strengen Erkennens verkehrt wird. Legitimität und Fruchtbarkeit der transzendentalen Methode beruhen darauf, daß die beiden Interessen der Vernunft, nämlich Erkennen und Begreifen, unterschieden bleiben.

Schelling erweiterte den Anspruch der Transzendentalphilosophie abermals und sollte ihn dadurch, wie sich später zeigte, übertreiben. Nach Schelling soll die Transzendentalphilosophie den transzendentalen Grund von Natur, Bewußtsein und Geist als das System einer absoluten Produktivität vollständig darstellen. Während Fichte im reduktiven bzw. deduktiven Modus die transzendentalen Bedingungen und das unbedingt Bedingende menschlichen Wissens und Handelns dachte, so daß die menschliche Handlung kraft dieses Denkens den Freiheitscharakter realisierte, stellte Schelling das transzendente Verfahren unter den Anspruch des universalen und eines Systems. Das System war das System des Absoluten als Absoluten. Schelling realisierte das transzendente Verfahren als „Konstruktion“ d. h. als die vernünftig-begriffliche Darstellung einer unbedingten Produktivität, die als absolute Identität in einem Prozeß der Selbstdifferenzierung und Selbstidentifizierung offenbar wird. Gewiß waren in dieser transzendentalen Konstruktion, wenigstens ausschnittsweise, auch die transzendentalen Bedingungen von Natur und Bewußtsein dargestellt, doch nicht um sie ging es letztlich, sondern um die „transzendente“ Geschichte des Absoluten. Es ist bekannt, daß Schelling dieses Vorhaben nicht hat ausführen können. Die Darstellung des Systems gelang nur in Teilen. Der spätere Versuch, das transzendente Verfahren als eine transzendente Konstruktion der Geschichte durchzuführen, in welcher – dank einer fragwürdigen Verschmelzung von Logik und Erzählung – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des höchsten Wesens zur Darstellung gebracht werden sollten, zeitigte ebenfalls nur Bruchstücke, wie die Weltalterdrucke und Weltaltervorlesungen erkennen lassen. Schellings Philosophie und sein in der Spätphilosophie zur Ausführung kommender Entschluß, der Transzendentalphilosophie als negativer Philosophie eine positive Philosophie der wirklich geschehenden Geschichte beizugesellen, zeigen auf eine ganz andere Weise als die Kantische Kritik und Fichtes Anspruch auf deduktives Wissen, daß das transzendente Verfahren nicht alles vermag, woran die Vernunft ein legitimes Interesse hat.

Hegel hatte sich zu Beginn mit Schelling eben darin verbunden gewußt, daß die Philosophie unter den Anspruch eines Systems des Absoluten zu stellen sei und daß es die Aufgabe der Philosophie sei, die Identität von Identität und Nichtidentität als absoluten Prozeß darzustellen. Doch der Begriff „transzendental“ wird von Hegel gemieden, da er richtig erkennt, daß eine Philosophie der transzendentalen Begründung niemals ein System des absoluten Wissens ist und auch nicht sein kann. Hegels Philosophie zielte geradezu auf eine Aufhebung des Unterschiedes von Tatsache und Grund, von Erkennen und Denken, von Wissen und Begreifen. Hegel verabschiedet bzw. neutralisiert den Begriff des Transzendentalen, da er erkennt, daß das transzendente Verfahren zwar ein Verfahren des endlichen Vernunftwesens, nicht aber *das* Verfahren der absoluten Vernunft sein kann. So macht Hegel als erster den Begriff „transzendental“ zu einem historischen Begriff, mit dem er kritisch die Philosophie vor allem Kants und Schellings bezeichnet. Im übrigen ordnet er das Wort seiner eigenen Terminologie akzidentell zu. Was Kant transzendente Logik nenne, so meint Hegel, entspreche jenem Teil seiner „Wissenschaft der Logik“, den er „objektive Logik“ nenne.³ In Hegels System ist also die Lehre vom Sein und vom Wesen (Buch I und II der Wissenschaft der Logik) an die Stelle der Transzendentalphilosophie getreten; sie behandelt der Sache nach die „Genesis“ des Begriffs aus Sein und Wesen. Damit ist der Fragenbereich, den Kant in der transzendentalen Logik behandelt hatte, zu einem Moment der Wissenschaft der Logik integriert – ein Moment, das nun nicht mehr sinnvollerweise als transzendental zu bezeichnen ist. Denn die Tendenz, die Unterscheidung von Erkennen, Denken und Begreifen im absoluten Wissen aufzuheben, negiert die Transzendentalität.

IX.

Was ergibt sich aus dieser Skizze des transzendentalen Verfahrens? Es handelt sich um ein spezifisches Denkverfahren, mittels dessen jene apriorischen Voraussetzungen identifiziert und rekonstruiert werden, die dem vernünftigen Handeln und Wissen des Menschen zugrundeliegend gedacht werden. Unter diesem Handeln und Wissen haben jeweils die Wissenschaften in besonderer Weise die Aufmerksamkeit der Transzendentalphilosophie auf sich gezogen; so bei Kant Mathematik, Naturwissenschaften und Metaphysik, im Neukantianismus Natur- und Geisteswissenschaften; für Husserl stand die Mathematik im Blickpunkt; heute sind es stärker die Sprachwissenschaften, die Sozialwissenschaften und die historischen Wissenschaften, die transzendente Fragestellungen anregen. Aber auch die „Lebenswelt“, Religion und Glaube, künstlerische Produktion und Produkte, stellten und stellen eine Aufgabe für das Begreifen ihrer transzendentalen Voraussetzungen.

³ Wissenschaft der Logik, Einleitung, Ausg. d. Freunde III, 52. Vgl. Brief an I. Niethammer 23. Oktober 1812, ebd. XVII, 339.

Die transzendentalen Voraussetzungen sind von den geschichtlichen Voraussetzungen zu unterscheiden. Menschliche Handlungen beruhen auf unabsehbar vielen und verschiedenartigen Voraussetzungen naturaler und geschichtlicher Art⁴. Ihrer Identifizierung und Erforschung dienen die einzelwissenschaftlichen Disziplinen der Geschichtswissenschaften, der Soziologie, der Psychologie und andere Wissenschaften. Im Unterschied zu den naturalen und geschichtlichen Voraussetzungen entziehen sich die transzendentalen Voraussetzungen dem objektivierenden Verfahren der Einzelwissenschaften. Dieses gilt in einem gewissen Grad auch für jene universalen Voraussetzungen, die in der Sprachphilosophie pragmatisch als erfüllt oder erfüllbar unterstellt werden. Als solche werden z. B. die Geltungsansprüche a priori des Diskurses von J. Habermas und K.-O. Apel in einer quasi-transzendentalen Sprachpragmatik identifiziert und quasi-empirisch rekonstruiert. Von diesem, einen Mittelweg zwischen Empirie und Apriori suchenden Verfahren⁵ unterscheidet sich das transzendental-empirische Verfahren im strengen Sinn vor allem dadurch, daß Identifizierung, Rekonstruktion und Darstellung der transzendentalen Bedingungen von einer Idee des Unbedingten geleitet sind. Die Bedingungen werden nicht nur als notwendig zu denken festgestellt, sondern ihrerseits als begründet durch ein Unbedingtes gedacht. Die Transzendentalphilosophie verfährt also nicht derart, daß sie quasi induktiv ein Aggregat von vier oder sechs *conditiones sine qua non* nachweist, sondern ihr Ziel ist jeweils eine Logik der Vernunfttätigkeit. So wären die Bedingungen der Möglichkeit des vernünftigen Erkennens auf den Begriff der Wahrheit, die Bedingungen der Möglichkeit vernünftiger Kommunikation auf den Begriff der Freiheit als einen Begriff des Unbedingten zurückzuführen. Dieses Verfahren ist dadurch evoziert, daß dem Interesse des Menschen als Vernunftwesen nicht allein dadurch Genüge getan werden kann, daß er vernünftig tätig *ist*, sondern erst dadurch, daß er seine Tätigkeit auch als vernünftig begründet behaupten kann. Die Qualität der Vernunftigkeit aber kommt der Begründung erst dann in vollem Sinn zu, wenn sie der Regel des Rückgangs auf ein Unbedingtes folgt. Denn, um mit Kant zu reden, „das Bedürfnis der Vernunft vom Bedingten zum Unbedingten aufzusteigen, betrifft auch die Begriffe selbst“. Anderenfalls sieht sie sich durch sich selbst aufgefordert, weiterzufragen und weiterzudenken. „Die Vernunft (aber) verlangt, das Unbedingte, und mit ihm die Totalität aller Bedingungen, zu erkennen, denn sonst hört sie nicht auf zu fragen, gerade als ob noch nichts geantwortet wäre.“⁶

Das Fragen nach transzendentalen Bedingungen menschlicher Tätigkeiten ist demnach ein vernünftiges Fragen. Die Beantwortung solcher Fragen durch

⁴ Vgl. W. Oelmüller, Zur Rekonstruktion unserer historisch vorgegebenen Handlungsbedingungen, in: Wozu noch Geschichte? Kritische Information, hrsg. v. W. Oelmüller (1977) 267 bis 309. – Ders., in: Transzendentalphilosophische Normenbegründungen, hrsg. v. W. Oelmüller (1978) 50–89.

⁵ Vgl. Verf., Empirie und Apriori. Zum Verhältnis von Transzendentalphilosophie und Sprachpragmatik, in: Neue Hefte für Philosophie, Heft 14 (1978) 57–75.

⁶ Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff, Beilage II u. III, Ausg. Cassirer VIII, 319, 314.

ein Begründungskonstrukt führt allerdings nicht zu metaphysischen Einsichten, sondern zum Begreifen der Tätigkeiten als vernünftig.

Solches Begreifen ist, wie Fichte gezeigt hat, selber ein unbedingter Akt oder ein Akt der Freiheit. Er dient zunächst nicht der Bildung von Erkenntnis- oder Handlungstheorien, sondern er distanziert Erkenntnis wie Handlung und erlaubt, sich zum Erkennen und Handeln ins Verhältnis zu setzen.

X.

Der Fortschritt objektiver Erkenntnis und rationaler Theoriebildung führt einen Fortschritt der Notwendigkeiten mit sich; denn die allgemeingültig erkannte Objektivität ist als notwendig gesetzt. Die Notwendigkeiten werden durch eine Erhöhung der Handlungskapazität potenziert, vor allem dann, wenn sich die Handlungskapazität durch Techniken auf ein fortschreitend ausgedehnteres Wirkungsfeld erstreckt und es beherrscht. Dann werden aus Notwendigkeiten Zwänge. Dem Fortschritt der Rationalität ist ein Fortschritt des Zwanges proportional; denn die rationale Theorie läßt keine Alternative, es sei denn, wie wird falsifiziert durch eine andere Theorie, d. h. praktisch, ein Zwang ersetzt den anderen. Gewiß gibt es den anarchischen Ausbruch aus dem System der Zwänge, doch diese Ausbrüche verschaffen keine Freiheit; sie ersetzen lediglich die objektiven Zwänge durch subjektive Gewalt. Auch der Versuch, den Erkenntnisfortschritt und den Fortschritt der Technik aufzuhalten, verspricht keine Freiheit. Denn der Grad der Unfreiheit hängt nicht vom schnellen oder langsamen Fortschritt ab, sondern er wird durch den Mangel an Distanz und durch den Mangel an Begriffen bestimmt. Dieses aber gewinnt die Vernunft im Bereich der Wissenschaft durch Denken.

Im begreifenden Denken setzt sich die Vernunft zu ihren eigenen Tätigkeiten als Erkennen oder Handeln, als Wissenschaft, Technik, Politik u. a. ins Verhältnis und gewinnt dadurch auch gegenüber den Gesetzen, denen sie folgt, eine Freiheit. Gewiß ist der Mensch den Naturgesetzen und sozialen Zwängen unterworfen; gewiß sind für ihn ethische Normen verpflichtend. Im Akt transzendentaler Distanzierung und Transparenz der Vernunftnotwendigkeiten aber hat der Mensch als Vernunftwesen eine Freiheit gegenüber den Naturgesetzen, denen er unterworfen ist, gegenüber der allgegenwärtigen Organisation seiner Lebenswelt und gegenüber den ethischen Normen, die ihn verpflichten. Die transzendente Logik der Vernunfttätigkeiten ist die theoretische Repräsentanz der transzendentalen Freiheit. Sie erlaubt der Vernunft, bei aller Entäußerung in konkretes Handeln in diesen ihren Tätigkeiten bei sich selbst zu sein und eröffnet die Möglichkeit von vernünftiger Innovation.

Gegenüber machtvollen Fortschritten der Wissenschaften und der Techniken ist das Denken schwach, so schwach, daß es nicht in Betracht kommt. Doch das „und“ in der Zusammenstellung von Erkennen und Denken hat positive Bedeutung. Denken ist nicht eine Alternative zum Erkennen, sondern dessen Potenzierung. Wir erkennen; und wir sollen das Erkennen denken. Das Den-

ken eröffnet einen Weg, dem Erkennen und Handeln die Freiheit zu verschaffen, die der Mensch, sofern er nur erkennt und entsprechend handelt, bei aller Rationalität entbehrt. Dabei ist nicht das Denken selber das Ziel, sondern die im Denken sich herstellende Transparenz der Rationalität, die Offenheit der Vernunft, jener „Platz“, den Kant durch seine transzendente Kritik dem Bewußtsein der Freiheit zu verschaffen wußte.